

8: 3. Acht zu drei. Keine Ahnung, wie es so weit hatte kommen können. Keine Ahnung, womit ich dieses Talent verdient habe. Aber: Ich kann fechten. Warum auch immer. Zwei Stunden Tänzeln in der Nebenhalle, Paraden, Attacken, vor, zurück, streng fühlt sich das an, diszipliniert; unter der Maske aber, geschützt von der Brokatjacke, angehängt an das unbestechliche elektronische System, erst da kann ich meine Kreativität ausleben, zwei Sätze lasse ich den Kollegen mithalten, dann fange ich das Fechten an. 8:3. Pause. Ich schiele zu den Fechtern auf den anderen Bahnen hinüber, sich mit dem Kollegen aus Zimmer 404 zu messen, ist langweilig – ganz so wie damals, als wir meinten, uns via Running-App vergleichen zu müssen. Ich brauche eine neue Herausforderung. Eine Minute ist vorbei. Es geht weiter. Noch sieben Treffer. Eine Kleinigkeit.

Natürlich ist das alles Blödsinn. Ich weiß das. Christoph Benesch ahnt es. Nur Tobias Hell weiß nicht, dass ich im Wettkampf zu einem unerträglichen Provokateur werde. So war das schon immer. Beim C-Jugend-Basketball, bei Inline-Hockey-Turnieren, selbst als 4-mal-400-Meter-Staffel-läufer oder als Ein-Tages-Fechter zu Gast beim Fechtiering.

Stein, Schere, Papier

Geplant war dieser Ausflug schon länger, Fechten zählt zu jenen Sportarten, die nur alle vier Jahre wichtig werden und auch dann nur, wenn deutsche Fechter den Medaillenspiegel polieren oder eine Südkoreanerin trotzig auf der Planche sitzenbleibt. Wenn es ums Fechten geht, das muss man auch mal zugeben, kann keiner von uns Sportredakteuren mit mehr als einem Achtelwissen glänzen – und auch das ist noch gefährlich. Nicht nur einmal hatten wir in der Zeitung den Fechtterring mit dem Fechtclub verwechselt. Im Nachhinein bilden wir uns ein, dass wir damit zur Ausöhnung der beiden Vereine beigetragen haben. Wahrscheinlich kann man das aber auch anders sehen. Trotzdem hatte uns Tobias Hell damals angeboten, einmal unter die Maske zu schlüpfen und ein Florett in die Hand zu nehmen. Degen? Säbel, natürlich. Pardon.

Fechten blieb unverstän-dlich, das Angebot ungenutzt. Fechten in Nürnberg, das war zunächst einmal das Engagement des Vorsitzenden des Fechtterings und das smarte Auftreten seines Trainers. Es war angenehm, mit Tobias Hell und Julian Bielenberg zu reden, der Sport selbst blieb abstrakt. Bis zu diesem Dienstagabend in der erstaunlich gelungenen Uhand-Schule.

Hell hatte die Idee, Sportredakteur gegen Sportredakteur antreten zu lassen. Hätte er geahnt, wie gefährlich das sein kann, hätte er wohl nur einen eingeladen. Der Kollege und ich, wir sind große Jungs, extrem kompetitiv, könnte man schreiben, wenn man bescheuert meint. Unser Trainer meint

Bis zum ersten Blutstropfen

Am 5. August beginnen in Rio die Olympischen Spiele: Fechten haben zwei Sportredakteure beim Fechtterring schon einmal ausprobiert und das Gefecht an der Tastatur fortgesetzt



es ernst mit uns, angemessen ernst. Jede Bewegung scheint vorgeschrieben zu sein. Attacke, Parade, Riposte. Wir lernen unsere Blöße zu bedecken und zugleich, wie viele Fechtis-men sich in unsere Sprache geschlichen haben. Trotzdem: Es ist ein großer Spaß, der sich in ungeahnte Höhen steigert, als ich dem Kollegen das erste Mal mit kindlicher Freude den Säbel auf die Maske donnere.

Als uns Tobias Hell verkabelt, einigen wir uns auf einen Einsatz, der so albern ist, dass man ihn allein deshalb hier nicht erwähnen sollte. Nur so zum Spaß aber macht keiner von uns beiden Sport, niemals.

Fechtergruß. Es geht los, wir tippeln aufeinander zu, weil rückwärts so viel schwieriger ist, er fintiert ständig, das beeindruckt mich, auf meine Paraden hat es keinerlei Einfluss. Fechten scheint mir auf unserem Niveau eine Variante von Stein-Schere-Papier zu sein. Er greift meine Maske an, ich schütze instinktiv lieber meine Blöße unter der Gürtellinie.

Sein Stein schlägt meine Schere. Er wirkt, weil realistisch geschätzte zehn Kilogramm leichter, schneller, wendiger, warum ich den ersten Satz 15:13 gewinne und den zweiten nur mit 13:15 verliere, kann ich mir nicht erklären. Was mir ebenfalls verständlich ist: Fech-

ten ist anstrengend, die Pause im dritten Satz sehe ich herbei, als ich die Maske abnehme, schwindelt es mich kurz. Und ich schwitze derart stark, dass ich befürchte, die geliehene Schutzkleidung rostend zurückgeben zu müssen. Dennoch führe ich zufällig 8:3. Acht zu drei.

Zwei lächerliche Kommentare, eine Pause und 12:2-Treffer für den Falschen später, stehen wir in der Umkleidekabine. Ich sehe Striemen auf seiner Brust und keine auf meiner. Das war es wert. SEBASTIAN BÖHM

Wir gehen Fechten, habe ich zu meiner Frau gesagt. Ganz harmlos, der Kollege Böhm und ich, für diese Olympia-Serie. Und jetzt das: Dicke, blutrote Striemen ziehen sich über meine Brust. Es sieht nach Überlebenskampf mit einem Bären aus, nach einer Stunde bei einer wild gewordenen Domina, nach einer Peitschenfolter der Mudschaheddin. Dabei war es wirklich nur Säbelfuchteln mit dem Kollegen aus Büro 405. Alles hatte so friedlich begon-

nen bei Tobias Hell vom Fechtterring. Einen B-Trainerschein hat er, selbst ambitioniert gefochten, die Tochter eines der Aushängeschilder des Vereins. Ein paar Runden Einlaufen, Dehnübungen in der Sporthalle Uhandschule, Smalltalk. Was Hell nicht weiß: Was den Kollegen und mich neben der Berufswahl verbindet, ist uner-bittlicher Ehrgeiz. Alle Wettbe- werbe zwischen uns seit der Entdeckung einer Running-App im vorletzten Sommer laufen Gefahr, in völlig überambitionierten Wahnsinn abzugleiten. Nun also Säbelfechten – es konnte nicht gut ausgehen.

Bereits bei den ersten Trocknungen des Fechtschritts stachelt es mich auf, dass der Kollege immerwährend gelobt wird. Das Hell-Momentum dreht erst, als es um den Angriffsausfallschritt geht – wobei das weniger an mir liegt als an den Achillessehnenbeschwerden meines Gegenübers. Nach den ersten 60 Minuten sehe ich mich im Vorteil – wenn wir auch noch keinen Säbel in der Hand hatten.

Als der ins Spiel kommt, verliere ich den psychologischen Vorteil: Kollege Böhm misst fünfzehn Zentimeter mehr und ist 20 Kilo schwerer – seine Reichweite mit Säbel gleicht der eines Schwenkkranes. Als er seinen Vorteil ausnutzt, kassie-

re ich die ersten Übungshiebe auf die Metallmaske, begleitet von triumphierendem Gelächter. Schlag für Schlag entweicht mein Selbstvertrauen wie Luft aus einem Ballon.

Als wir verkabelt werden, auf die Planche wechseln, brennt mein rechter Oberschenkel übersäuert, Schweiß rinnt unter der Maske immerwährend übers Gesicht, das klatschnasse T-Shirt klebt an mir. Böhm überhäuft mich mit letzten Provokationen. Auch Tobias Hell merkt jetzt: Wir sind im Wettkampfmodus.

Maske runter, das Sichtfeld ist eingeschränkt, als würde man durch ein Moskitonetz blicken. Die ersten Angriffe laufen gut für mich, ich ducke mich unter Böhm's Gestocher hinweg. Ich baue zaghaft Finten ein, treffe sogar. Seine Größe hat auch einen Nachteil: die Trägheit. „Beim Fechten darf man sich nie zu sicher sein“, hatte Hell gesagt, ich habe nicht zugehört. Böhm kämpft sich zurück. Bei uns gibt es nur den Angriff – weil man für eine sinnvolle Verteidigung Fechten können muss. „Der Sport lebt von Schnelligkeit, Technik und Erfahrung“, sagt Hell. Nichts von alledem besitzen wir. Unser Gefecht lebt von Kraft, Wagemut, Eroberungsdrang, Wahnsinn und dieser Tradition mit dem Ehrgeiz. Krachend treffen sich unsere Säbelklingen eher aus Zufall, die Elektronik entscheidet, wessen Detektoren früher angesprochen haben. Es ist nicht immer transparent, aber großartig. „Man kann beim Fechten disqualifiziert werden, wenn man die Maske aus Verärgerung schmeißt“, sagt Hell, jetzt der Schiedsrichter. Ich bin kurz davor – der erste Satz geht an den Kollegen: 15:13.

Fatale Arroganz

Unser Gefecht wird intensiver. „Man sollte immer kühlen Kopf bewahren“, sagt Hell, Fechten ist eine Kunst. Ich nutze die Arglosigkeit des Kollegen für mich. „Taktieren“, findet Hell, „ist mit das Wichtigste.“ So schlage ich ihn und weiß nicht einmal genau, warum: 15:13. Im letzten Gefecht trifft und trifft wieder der Kollege. Er führt mit 8:3, faselt von haushoher technischer Überlegenheit und bringt einen vorzeitigen Kampfabbruch ins Gespräch. Die Überheblichkeit wird sein Untergang.

Wie im Rausch stürze ich zu ihm herüber, ich habe nichts zu verlieren, ich spüre sie nicht, die wütenden Konterattacken, die auf meine Brust einpeitschen: 15:10 geht das letzte, das entscheidende Gefecht noch an mich – wir haben um den Posten des Chefredakteurs im Jahr 2034 gekämpft, sofern er uns gleichzeitig angeboten würde.

In der Umkleide sehe ich mich dann im Spiegel, gezeichnet von diesem Gefecht. Ein einzelner Blutstropfen rinnt traurig herab. Egal, das war es wert. CHRISTOPH BENESCH

Am kommenden Donnerstag lässt sich Sebastian Gloser flachlegen. Er rinnt.

Die Olympischen Spiele von Nürnberg



Attacke! Das obere Foto musste nicht erst gestellt werden, das untere leider auch nicht. Fotos: Michael Matejka